

Zweisamkeit

Ein kompliziertes Verhältnis

Seit 25 Jahren gibt es Fachhochschulen (FH) in Österreich. Hatte die erste Generation von Studierenden noch unter dem Makel einer, angeblich geringer zu wertenden, Ausbildung zu leiden, so hat sich das Image deutlich geändert. Sabine Seidler, **Präsidentin der Österreichischen Universitätenkonferenz UNIKO**, und Kurt Koleznik, **Generalsekretär der Österreichischen Fachhochschul-Konferenz, FHK**, im Gespräch über das Verhältnis der beiden Zweige tertiärer Bildung in Österreich



Sabine Seidler ist habilitierte Werkstofftechnikerin und seit 2011 Rektorin der Technischen Universität Wien. Seit 1. Jänner 2020 ist sie auch Präsidentin der Österreichischen Universitätenkonferenz UNIKO

Foto: Raimund Appel

„Ich wünsche mir, dass die FHs ein bisschen entspannter wären“

Sabine Seidler

Frau Seidler, wie sehen Sie den Stellenwert der FHs im Bildungssystem?

Sabine Seidler: Sie sind ein wichtiger Bestandteil, weil sie eine möglichst praxisnahe Ausbildung gewährleisten und relativ schnell auf Ausbildungswünsche reagieren können, die seitens Politik und Industrie an sie herangetragen werden.

Sind sie Konkurrenten für die Universitäten?

Seidler: Ja und nein. Ich bin der festen Überzeugung, dass die AbsolventInnen von FHs und **Universitäten** unterschiedliche Profile haben und am Arbeitsmarkt nicht um die gleichen Stellen konkurrieren. Ein anderer Aspekt ist, dass wir es schon an verschiedenen Standorten merken, wenn Fachhochschulplätze in einzelnen Fächern ausgebaut werden. Ich empfinde aber den Wettbewerb zwischen Universitäten und FHs nicht als ungesund, sondern im Gegenteil sogar gut, wenn FHs dort Angebote machen, wo Universitäten an ihre Kapazitäten stoßen. Im Fach Informatik haben wir etwa an der TU Wien mehr Bewerbende als Studienplätze. Da könnten die FHs Studierwillige aufnehmen. Das wäre ein lauterer Wettbewerb, weil die FHs auch ihre eigenen Aufnahmeverfahren haben.

Da drängt sich die Frage nach dem qualitativen Unterschied auf.

Wie würden Sie den am Beispiel der Informatik festmachen?

Seidler: Die Informatiker an FHs sind sehr stark Hands-on ausgebildet, die Absolventinnen einer technischen Universität haben ein breiteres

Grundlagenwissen. Wenn FH-Absolventinnen in den Beruf kommen, setzen sie um, was sie gelernt haben. Universitäts-Absolventinnen fügen ihr Wissen zusammen und agieren dann.

Wofür genau braucht es

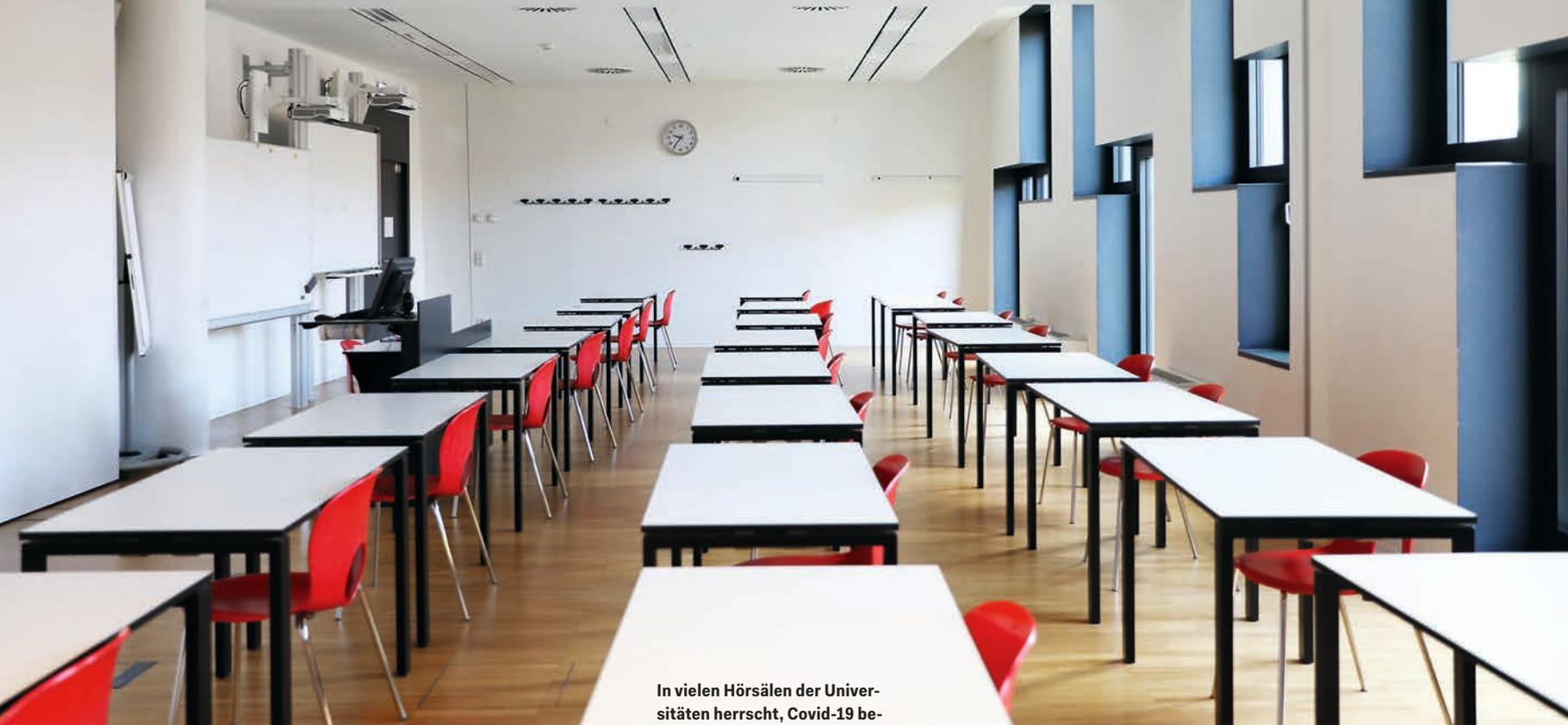
FH-Absolventinnen und -Absolventen?

Seidler: Österreich braucht aufgrund seiner Wirtschaftsstruktur Absolventinnen und -Absolventen von FHs ebenso dringend wie von Universitäten. Vor allem die mittelständische Industrie ist mit solchen von FHs besser bedient, denn dort könnte man vielleicht die Potenziale der Universitätsabgängerinnen gar nicht ausschöpfen. Die Ausbildung an den Universitäten ist methodenorientierter, an den FHs praxisorientierter. Manchen liegt ein Studium an einer FH besser als an der Universität und umgekehrt. Es gibt kein besser oder schlechter, beides ist gleichwertig, aber anders.

Es gibt heute einerseits die Tendenz der Verschulung und andererseits auch immer mehr Spezialisierung.

Wie sehen Sie das?

Seidler: An der FH studiert man nach Stundenplan und hat einen geregelten Studienbetrieb. Das ist für viele ein großer Vorteil, die sich nicht so sehr selbst organisieren können. An den Universitäten haben wir ein differenziertes Bild: Zu Studienbeginn haben wir auch eine Form von Verschulung, aber wir versuchen schon, die Bachelor-Curricula breit aufzustellen. Andererseits bedingt das wissenschaftliche Arbeiten, dass man Spezialisierungen vornimmt. Man muss auch darauf achten, dass die Curricula nicht vollgestopft werden, sondern dass sich die



In vielen Hörsälen der Universitäten herrscht, Covid-19 bedingt, gähnende Leere. Im Bild ein lichtdurchfluteter Saal im Department für Sozioökonomie an der WU Wien

Foto: Nini Tschavoll

Studierenden auch ihre persönlichen Inhalte für ihren persönlichen Werdegang suchen können. Aber ich sehe die Rolle der Universitäten auch nicht in erster Linie darin, Bachelor-Ausbildungen zu machen, sondern zum Diplom oder Master zu führen.

Sollen auch FHs das Promotionsrecht bekommen?

Seidler: Nein, und es ist auch nicht notwendig. Es muss natürlich institutionalisierte Wege geben, damit auch FH-Absolventinnen promovieren können. Und es gibt ja Modelle und Kooperationsverträge. Ich kann den Wunsch der FHs schon nachvollziehen, aber erstens sind viele habilitierte Lehrende an den FHs nicht fest angestellt, und zweitens betreiben FHs auch eine andere Art der Forschung, eine weniger ‚verkopfte‘, um es salopp zu formulieren.

Wo gibt es Kooperationsmöglichkeiten?

Seidler: Man könnte etwa in Querschnittsfächern zusammenarbeiten wie in den Bereichen Technikdidaktik. Auch Ethik- und Genderthemen sind geeignet. Es gibt auch bereits langjährige Kooperationen im Forschungsbereich, welche die angebliche Konkurrenz Lügen strafen. Es sind viele gute Projekte in den letzten Jahren entstanden. Ich würde mir wünschen, dass die FHs ein bisschen entspannter wären. Doch es braucht für Österreich generell einen Masterplan für den tertiären Sektor. Man müsste sich die Frage stellen, wie Arbeitsplätze der Zukunft aussehen werden. Denn ich glaube nicht, dass man dieselben Ausbildungsprofile wie heute in zwanzig Jahren braucht, und damit ändern sich auch die Rollen von Universitäten und FHs. Man wird vielleicht später beginnen, auszudifferenzieren. Es wird harte Arbeit sein, in die sehr tradierten Fächer neue Ideen einzubringen, aber das wird es brauchen.

**„Wir sind angekommen
Trotzdem gibt es noch Vorurteile,
was die Wertigkeit betrifft“**

Kurt Koleznik

Herr Koleznik, wie sehen Sie ein Studium an der FH heute?

Kurt Koleznik: In Österreich sind die Fachhochschulen per Gesetz sozusagen auf der grünen Wiese entstanden, das war eine große Chance. Es war damals eine Zeit der großen, globalen gesellschaftlichen Umwälzung. Es gibt die FHs wegen des damals bestehenden wirtschaftlichen Bedarfes, den die Universitäten als noch einzige tertiäre Ausbildungsinstitution nicht stillen und dem Arbeitsmarkt nicht genügend Absolventinnen bieten konnten, die in der Lage waren, rasch und kompetent in einen Beruf einzusteigen. Die ersten Studiengänge waren noch technisch und wirtschaftlich ausgerichtet, später kamen dann soziale Arbeit und Ausbildungen für gesundheitswissenschaftliche, nicht ärztliche Berufe dazu. Fachhochschulen bieten heute ein berufsfeldbezogenes, akademisches Studium, bei der Forschung und Lehre gleichermaßen eine Rolle spielen. Denn eine Hochschule, die nicht forscht, wäre eine Schule. Eine Hochschule, die nur forscht, wäre aber auch keine Hochschule.

FHs gelten als anwendungsorientiert, die Universitäten dagegen als theoriebasiert ...

Koleznik: Wir bilden nicht eine Disziplin aus, sondern die Anwendung in Fächern. Bei uns kann man zum Beispiel nicht Mathematik studieren, aber Versicherungsmathematik wäre denkbar, also eine Anwendungsform von Mathematik.

Fehlt es da den Absolventinnen nicht an Grundlagen?



Kurt Koleznik studierte Philosophie und Kunstgeschichte und war Geschäftsführer der FH Vorarlberg. Seit 2006 ist er Generalsekretär der Österreichischen Fachhochschulkonferenz FHK

Foto: Jorit Aust



Am Freigelände der Universität für Bodenkultur (BOKU) wachsen Artischoken und anderes Gemüse unbeirrt weiter, während viele der Studierenden zu Hause vor ihren Bildschirmen an Onlineübungen teilnehmen müssen

Foto: Nini Tschavoll

—»

Koleznik: Nein, bei uns geht es auch nicht um die Weiterentwicklung einer Disziplin, sondern eines Faches, das aus einem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedarf heraus entsteht. Wir verknüpfen Disziplinen mit Fächern. Das ist unser USP.

Wie entstehen neue Studiengänge?

Koleznik: Das wurde gesetzlich geregelt und geschieht über die Akkreditierungsbehörde. Es braucht Kohärenz- und Akzeptanzstudien. Der ganze Prozess kann bis zu zwei Jahren dauern, denn nach der Bedarfsanalyse entsteht erst das Curriculum und die Finanzierung, Infrastruktur und Personal müssen geplant werden. Nach der qualitätsgesicherten Genehmigung kann man sich beim Ministerium um Geld bemühen. Feedback bekommt man sehr rasch über Bewerber und Arbeitswelt. Wir haben heute mehr als fünfhundert Studiengänge.

Wie finanzieren sich die FHs?

Koleznik: Wir finanzieren uns nicht über ein Leistungsbudget wie die Universitäten, sondern erhalten Förderungen pro Studienplatz in der Höhe von neunzig Prozent. Meistens sind die Länder an den FHs beteiligt. Und wir werben Drittmittel ein wie die Universitäten auch, also lassen Unternehmen bei uns forschen. Und dann beschäftigen wir nebenberuflich Lehrende, die mit einem Bein in der Wirtschaft stehen. Das ist auch eine Art Sponsoring.

Was fehlt den FHs heute noch ?

Koleznik: Wir sind angekommen. FH-Absolventinnen finden immer einen Job. Trotzdem gibt es noch Vorurteile, was die Wertigkeit betrifft im Vergleich zum Universitätsstudium. Das gilt es zu überwinden.

Heute gehen manche Universitätsstudien auch schon ein bisschen in Richtung FH mit einer hohen Spezialisierung von Beginn an.

Koleznik: Die Gefahr besteht, dass Bachelorstudien immer mehr vergleichbar werden. Zuviel Angleichung ist nicht gut, weil wir unterschiedliche Aufgaben haben, andere USPs. An den Universitäten gibt es noch ein Quäntchen an jener Freiheit, nicht nur auf wirtschaftliche Gegebenheiten schauen zu müssen. Wir sind eine reiche Gesellschaft und sollten viele Angebote schaffen für unterschiedliche Lerntypen und Lebenskonzepte.

Also alles bestens an den FHs?

Koleznik: Unser Ziel ist, dass FH-Absolventinnen auch an der FH promovieren können. Derzeit gibt es 700 Dissertierende, die ihre Promotion an der **Universität** machen. Letztlich fischen FHs wie Universitäten im gleichen Pool um die besten Köpfe, und es wäre schön, Forscherinnen auch halten zu können mit einem Doktorat am Ende. Das Doktorat ist heute noch das Proprium der Universitäten. Aber wenn alle Voraussetzungen an der FH da sind, Forschende, Forschungsfragen, das Geld, an der FH angestellte habilitierte Betreuerinnen, dann gibt es keinen Grund, kein Doktorat machen zu können.

Wie bewerten Sie die Chancen dafür?

Koleznik: Die Politik ist heute viel offener als früher. Auch heute schon gibt es etwa „doc. funds“, das ist eine Kooperation zwischen FHs und Universitäten auf Augenhöhe, ein auf vier Jahre befristetes Programm mit einem Budget von fünf Millionen Euro. Es ist ein erster Schritt, und ich glaube, es täte auch den Universitäten gut, sich hier zu öffnen. Wir könnten dann viel enger zusammenarbeiten und von einander lernen.

Barbara Freitag